

Carl Maria von Weber in Schloß Seifersdorf

Von Inge Kammerhuis-Drescher

1936

Seifersdorf — beim Klang dieses Namens denken wir immer zuerst an das idyllische Tal, das alljährlich, besonders im Frühling, von vielen Spaziergängern und Naturfreunden besucht wird. Denen wird gewiß auch das Schloß zu Seifersdorf nicht unbekannt sein. Trübig stehen seine 3 m dicken Mauern inmitten des wohlgepflegten Parks. Ja, gesehen haben es die Liebhaber des Seifersdorfer Tales bestimmt schon, aber von den Schätzen, die dort zu finden sind, wissen sie sicher noch nichts. Man darf aber dabei nicht an blitzende Rüstungen oder alte Waffen oder glitzernde Edelsteine denken. Nein, beim flüchtigen Hinschauen wird man nichts von dem Wert dieser Schätze ahnen, denn es sind — Briefbogen; alte vergilbte Blätter, die mit kleinen, schrägen lateinischen Buchstaben bedeckt sind. Und am Ende eines jeden Briefes steht, von einem schwungvollen Bogen unterstrichen, der Namenszug: C. M. von Weber. Carl Maria von Weber — wie kommen seine Briefe aber nach Schloß Seifersdorf? Bekanntlich wurde Webers „Freischütz“ erstmalig in Berlin aufgeführt, gerade damals, als Friedrich Moritz Reichsgraf von Brühl als Generalintendant dem Theater vorstand. Schloß Seifersdorf aber ist bis heute im Besitze der Grafen von Brühl geblieben.

Weber selbst ist durch das Parktor und den Weg entlang zum Schlosse geschritten und hat dort lange mit seinem Gönner, dem Grafen Brühl, verhandelt. Das war im Jahre 1819. Doch wir finden im Schloß einige Briefe, die bereits 1817 geschrieben wurden. Schon damals schätzte Graf Brühl Weber sehr hoch und nannte ihn einen „geistvollen, feurigen Komponist“. Und so spann sich Faden um Faden, der Weber vollends an Berlin fesseln sollte. Der Meister selbst war froh und dankbar, aus seinem bisherigen Dresdner Wirkungskreis herauszukommen, da ihm die zahlreichen Ränke am Dresdner Hofe zuwider waren. So ging er freudig auf die Vorschläge Brühls ein und schrieb unter anderem am 19. Juli 1817: „Nur den Punkt wegen der gratis anzufertigenden Kompositionen möchte ich dahin berichtigt wissen, daß ich mich allerdings nicht weigern würde, Lied und Marsch usw. zu machen, daß aber Ouvertüren und dergleichen Musik nicht im Begriff der Kleinigkeiten liegen.“ Weiter erbat Weber einen jährlichen Urlaub von zwei bis drei Monaten und teilte endlich mit, daß er leider nicht vor Ende des Jahres in Berlin eintreffen kann, da seine in Dresden begonnenen Werke es nicht eher zulassen. Zum Schluß des Briefes schrieb Weber: „Schließlich muß ich noch bitten, daß Euer Hochwohlgeboren mir erlauben, meinen gänzlichen Entschluß nicht eher auszusprechen, als ich diese Angelegenheit meinem jetzigen Chef, dem Grafen von Vitzthum, vorgelegt habe. Derselbe ist seit einigen Wochen verreist.“

Trotzdem sickerte damals in Dresden das Gerücht von Webers Anstellung in Berlin durch und die Dresdner waren empört, daß Weber sie verlassen wollte. Doch ihre Besorgnis war umsonst, Weber blieb auch weiterhin in Dresden. Denn am 31. Juli desselben Jahres brannte das Berliner Theater ab.

Erst zwei Jahre später, 1819, trat Weber wieder in engere Beziehungen zu Graf Brühl. Es war damals, als in Berlin ein neues Schauspielhaus eröffnet werden sollte. Brühl gedachte das Theater mit einer Oper Webers einzuweihen. So kam es,

daß Weber im Frühjahr 1819 nach Schloß Seifersdorf kam und mit Graf Brühl alles Nähere über die Aufführung seiner Oper „Jägersbraut“ besprach. Auch das Honorar wurde hier vereinbart. Nur der Name „Jägersbraut“, der gefiel dem Grafen Brühl noch nicht. Man sann nach einem neuen und schließlich schlug ihn Graf Brühl vor: „Der Freischütz“. Doch wieder kam es anders als Weber hoffte; da das neue Theater ein Schauspielhaus werden sollte, entschloß man sich vielmehr, es mit einem Theaterstück Goethes zu eröffnen. Doch der „Freischütz“ war Eigentum der Berliner Hofbühne und seine Uraufführung wurde auf den 4. Mai festgesetzt. Weber selbst kam mit seiner Gattin an diesem Tage nach Berlin, um die Uraufführung zu leiten. Seine Freunde sahen dem Abend allerdings mit Besorgnis entgegen, denn der Einfluß des Italieners Spontini, der Weber äußerst feindlich gesinnt war, auf die Berliner war groß.

Doch ihre Sorge erwies sich als unbegründet. Jubelnd wurde der „Freischütz“ aufgenommen und ging über zahlreiche deutsche Bühnen. Graf Brühl hatte dem Komponisten ein Sonderhonorar von 100 Talern ausgesetzt. Aber Carl Maria von Weber schrieb: „Werden Sie mir nun aber nicht zürnen und mich gar düntelhaft nennen, wenn ich Sie bitte, die Summe von 100 Thalern ablehnen zu dürfen. Ich bin es seit Jahren so gewöhnt, in Ihnen mehr den Freund der Kunst alles Guten und Schönen, als den Vorsteher einer königlichen Anstalt zu sehen, daß ich notwendig aus dem Herzen des ersteren sprechen muß, er möge mich bei dem letzteren vertreten. Offenherzig bekenne ich daher, daß mich dieses Anerbieten tief geschmerzt hat. Bei der Öffentlichkeit, die leider jetzt in der Welt aller Begleiter ist, kann es nicht gelten, daß auch dies bekannt wird.“

Von dieser Bescheidenheit sprechen alle Briefe des Meisters, die er an Graf Brühl richtete, der ihm in warmer Freundschaft zugehen war. In einem Briefe empfahl er dem Grafen den Flötisten Fürstenau, in einem anderen wiederum berichtete er vom Schlaganfall eines Freundes und in einem dritten teilte er dem Grafen mit, daß er seine Oper „Euryanthe“ dem Komponisten Spontini zur Begutachtung überreicht und der sie abgelehnt hätte. Er legte das Schreiben des Italieners bei und bedauerte, Graf Brühl „unangenehme Augenblicke“ bereiten zu müssen.

So kommt man schließlich zum letzten Brief in der Mappe. Aber ihn deckt nicht die zierliche Handschrift Webers. Große, schräge, deutsche Buchstaben stehen darauf. Eine Frauenhandschrift ist es, und die Hand mag wohl beim Schreiben ein wenig gezittert haben. Der Brief trägt das Datum „22. August 1826“. Am 5. Juni 1826 war Carl Maria von Weber gestorben. Nun antwortete Caroline von Weber, geb. Brandt, auf das Beileidsschreiben des Grafen Brühl, der ihrem Manne bis zum Tode ein treuer Freund gewesen ist: „Gäbe es einen Trost für den schrecklichen Verlust, Ihre Teilnahme würde ihn mir geben.“ Später fährt sie dann fort: „Doch es ist nun einmal die Zeit der schwersten Prüfungen für mich und man soll darüber nicht murren, was Gott uns auferlegt hat. Ich lebe nur noch für meine Kinder. Was hätte aus ihnen werden können, hätte das Beispiel des Vaters sie leiten können!“